



63. Jahrgang

Nr. 248

März 2021

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

Frühlingsnacht

Übern Garten durch die Lüfte
hört ich Wandervögel ziehn,
das bedeutet Frühlingsdüfte,
unten fängts schon an zu blühn.
Jauchzen möchte ich, möchte weinen,
ist mirs doch, als könnts nicht sein!
Alte Wunder wieder scheinen
mit dem Mondesglanz herein.
Und der Mond, die Sterne sagens,
und in Träumen rauschts der Hain,
und die Nachtigallen schlagens:
Sie ist deine, sie ist dein!

Joseph von Eichendorff

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/hren Beitritt zum Verein Namslauer Heimmattreunde e. V.
vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)
von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Deckblatt	01
Bestellschein, Beitrittserklärung	02 – 03
Inhaltsverzeichnis	04
In eigener Sache	05
Liste der Spender Namslauhilfe 2020	06
Von Fastnacht bis Ostern	07 – 16
Das Osterwasser	16 – 18
Schlesien wie es einmal war	18 – 21
Leben, unser Leben	21 – 22
Eine kurze Wendegeschichte	23 – 24
Die Tür am Haupteingang des Bresl. Doms	25 – 27
Heitere Geographie Schlesiens	28 – 35
Bezeichnung Schlesischer Kirchen	35 – 37
Die Friedens- und Gnadenkirchen	38 – 41
Familiennachrichten	41 – 53

In eigener Sache

Liebe Landsleute,
ein neues Jahr hat begonnen und ich hoffe, dass es besser wird als 2020.

Ihnen allen wünsche ich jedenfalls ein gutes und vor allem gesundes (coronafreies) Neues Jahr.

Vieles ist im letzten Jahr liegengeblieben. Alle Treffen mussten coronabedingt ausfallen. Auch der Vorstand konnte nicht tagen. Schließlich konnte auch die Nikolausfeier in Namslau nicht stattfinden, so dass die Spenden für die Namslauhilfe nicht ausgegeben werden konnten und der Betrag in das neue Jahr übertragend wurde. Nachstehend geben wir Ihnen schon einmal die Spendenliste bekannt.

Einziges Bindeglied zwischen uns blieb unsere Mitgliederzeitschrift „Namslauer Heimatruf“. Gottseidank konnten wir Ihnen diese vierteljährlich zusenden und das soll auch so bleiben!

Leider haben wir auch im letzten Jahr altersbedingt wieder eine Reihe von Landsleuten weit überwiegend durch Tod verloren. Hier die Mitgliederentwicklung im Jahre 2020 in Zahlen: Am 01.01.2020 = 458 Mitglieder, Zugang = 3, Abgang = 42; demnach am 31.12.2020 = 419 Mitglieder. Der Altersdurchschnitt beträgt 83,3 Jahre; rund 1/3 der Mitglieder ist 90 Jahre und älter.

Gleichwohl wollen wir optimistisch in die Zukunft blicken.

In diesem Sinne grüßt Sie herzlich
Ihr Wolfgang Giernoth
Schriftführer

Liste der Spender Namslauhilfe 2020

(Spendeneingang vom 01. Januar bis 31. Dezember 2020)

Norbert Ackermann, Gisela Ahlborn, Wolfgang Albrecht, Luise Anders, Ilse Augsburg, Helene Barth, Doris Beckmann, Dagmar Bennecke, Dr. Arwed Blomeyer, Vera von Böhm-Bezing, Christa Borhauer-Wirth, Günter u. Waltraud Bragulla, Edeltraut Bresler, Helene Büchsenschütz, Renate Buhl, Alois Dobischok, Dorothea Dressler, Volker Eikermann, Irene Ende, Elfi Engel, Johannes Falke, Anneliese Fiedler, Renate Fleischer, Manfred Form, Edeltraud Fraustadt, Waltraud Freisewinkel, Anneliese Friedrich, Norbert Fuhrmann, Alfred Geilke, Wolfgang Giernoth, Rudi Golibrzuch, Gertrud Gosc, Ursula Grimme, Bodo Günther, Ruth Hänel, Erna Hanusa, Helgard Hatje, Renate Heinrich, Eva Heinzl, Sieglinde Henze, Gottfried Holdt, Agnes Hübner, Elisabeth Hoppe, Johannes Hoppe, Margarete Hummelsberger, Hildegard Jirku, Christiane Kalkbrenner, Doris Kalkbrenner, Alfred u. Waltraut Knappe, Waltraud Knetsch, Heinz Kopka, Karin Koschny, Monika Kuklok, Georg Kuroпка, Werner Krawatzeck, Hilde Kroworsch, Christoph Kruppa, Eleonore Kühnel, Prof. Dr. Joachim Kuroпка, Werner Kuschmann, Frank Kwiatowski, Agathe Laist, Adelheid Leidel, Kurt Liebig, Helmut Litzba, Gerhard Lübeck, Agnes Mertens, Annerose Mölle, Gisela Mücke-Häsel, Herbert Neumann, Eleonore Peter, Eva Pföss, Klaus Piele, Doris Posch, Evelyn Puchta, Johannes Quack, Günter Rabe, Hans Raschczyk, Jürgen Rassmann, Helga Reichardt, Naemi Rössler, Hildegard Rudhart, Valeska Salomon, Karl Sandmann, Anneliese Scupin, Gertrud Sommer, Hans-Joachim Spallek, Gudrun u. Hans-Jürgen Spoida, Hannelore Suntheim, Horst Schemmel, Manfred Schemmel, Siegfried Schindler, Eleonore Schmitz, Margarete Schmoranz, Elisabeth Schönla, Helmut Schütz, Ruth Schwab, Manfred Stannek, Helmut Statkiewicz, Sigrid Stürzenhofecker, Hildegard Tanner, Irene Tatscher, Ina Angelika Thieme, Franz Thienel, Helmut Thomas, Rita Thomas, Walter Thomas, Ulrich Trzeciok, Christoph Tscheche, Kurt Wabnitz, Karin Walz, Christoph Weber, Dr. Guido Wolf Weber, Otto Weiß, Ursula Weissenfels, Elisabeth Westphal, Karl-Peter Wiesner, Hans-Christoph Wieszner, Erika Wolf, Hilde Wortmann, Hildegard Zahr, Hans Zeppan und Gerda Zitzmann.

Wir danken allen Spenderinnen und Spendern herzlich!

Von Fastnacht bis Ostern

Erinnerungen an Sitte und Brauchtum in der Heimat
von Arthur Kalkbrenner (+)

Ich stehe im Verkaufsladen eines Schuhmachermeisters in einer der Nebenstraßen Namslaus. Während mich die Ehefrau hinter dem einfachen Ladentisch am späten Nachmittag bedient, erscheint der Meister halb angezogen zwischen dem Vorhang – „Portiere“ nannte man bei uns ja auch einen solch dichten, zweiteiligen Vorhang – und ruft der „Mestern“ zu: „Du, wo hoaste denn das neue „Vorleibel“ hingetoan, es geht uff finfe zu, ich muß zur „Faßnacht zur Kretschmerzeche?“

Die „Kretschmerzeche“ und die „Alte Herrenzeche“ waren jahrhunderte alte Vereinigungen von ursprünglich Handwerkern und Gewerbetreibenden, die bei Sterbefällen das Begräbnis ausrichteten. Sie stellten Träger, Bahre, Leichenwagen und Bahrtuch; außerdem gab es eine Geldbeihilfe zur Bestreitung der sonst anfallenden Kosten bei Todesfällen.

In den Zeiten, wo es noch keine sozialen Einrichtungen gab, wollte man dem sogenannten „Armenbegräbnis“ aus dem Wege gehen; eine segensreiche Einrichtung in Notfällen. Anfangs für Gewerbetreibende und Zünfte und Innungen gedacht, stand später die Mitgliedschaft auch aus eigenen Existenzgründen allen Bürgern offen, sofern sie „unbescholten“ waren.

Wenn ich mich recht erinnere, führten die Vorstandsmitglieder noch die von alters her überkommenen Bezeichnungen wie Oberältester, Ältester u.a. Auch bei Hauptversammlungen wurde ein altüberkommener Ritus bei geöffneter Lade (eisenbeschlagene Truhe) und brennenden Lichtern

innegehalten. Am Fastnachtstage war in der Regel eine solche Hauptversammlung der Zechen, die in letzter Zeit zu einer Vereinigung zusammengelegt waren. Man benutzte die Gelegenheit auch zum Einzug des Jahresbeitrages. Anschließend an den offiziellen Teil war das traditionelle Fastnachtsessen, das für die Mitglieder kostenlos war und in Würstchen mit Kartoffelsalat bestand.

In gemütlicher Runde schmeckte das Bockbier, und manches „Fuder (Runde) Korn“ wurde nach altem Handwerksbrauch „eingefahren“. Und manch einer der als Sargträger fungierenden Mitglieder wankte um Mitternacht im Leichenträgerschritt „schwer beladen“, den Chopinschen Trauermarsch mit den Lippen für sich hin blasend, dem häuslichen Bett entgegen oder um noch in ein Lokal, wo durch Fenster- oder Türritzen ein Lichtschimmer zu sehen war, einzubrechen. Denn auch die Stadtpolizei war an Fastnacht „entgegenkommend“ und unterband nur ruhestörenden Lärm.

Große Fastnachtsvergnügungen gab es nicht, höchstens im Gasthaus Max Opitz in der Deutschen Vorstadt den Fastnachtstanz, wo „Maxe“ mit einigen Musikern höchst eigenhändig Pauke, Schlagzeug und die „Ratschel“ bediente. Es war ein öffentlicher Tanz, der von den Soldaten der Schwadron stark besucht war. Der „ruhige“ Bürger traf sich im Familien-, Verwandten- und Freundeskreis entweder in der Wohnung – Mutter hatte als übliches Fastnachtsgebäck Riesenpfannkuchen, nach alter Sitte mit „Pflaumenkalex“ gefüllt – gebacken oder ging abends aus in die Hotels oder Gasthäuser. Eisbein mit Sauerkraut oder Wellfleisch mit Wellwurst aber auch Schweine- und Wildschweinbraten waren eine gern gegessene Fastnachtsspeise.

In unserer Heimat kannte man wie im Rheinland und in München keine Karnevals- und Faschingsumzüge, keine Maskierung in der Öffentlichkeit, keinen Trubel auf Straßen und Plätzen. Die vielen Vereine hielten ihre Wintervergnügen nach Weihnachten als Kostümfeste oder auch als Maskenbälle ab und wetteiferten geradezu in der Ausgestaltung der Feste mit humorvollen Einfällen, in der bunten Dekoration der Festsäle und in der Stellung der Veranstaltung unter ein bestimmtes Motto wie z.B. „Im indischen Dschungel“ oder „In einer Nürnberger Spielzeugschachtel“.

Nicht vergessen seien die in dieser Zeit in Dorf und Stadt von Gastwirten veranstalteten Bockbierfeste und Kappenabende. Erwähnt seien auch manch lustige Einfälle meist jüngerer Vergnügungsteilnehmer, wenn sie, „mehr oder weniger vom Alkohol beschwingt“, den Nachhauseweg vom Vereinsvergnügen antraten und dann die Frühkirchenbesucher in Erstaunen versetzten. So war über dem Amtsschild des Kreisarztes auf der Wilhelmstraße eines Morgens ein blinkendes Aushängebecken eines Friseurs zu sehen.

Aber ein geradezu waghalsiger Fastnachtsscherz bot sich eines Sonntagmorgens den Bürgern unserer Stadt. Die Glocken der Rathausuhr waren im ersten Weltkrieg zum Einschmelzen abgegeben worden und wurden einige Jahre nach Beendigung des Krieges ersetzt. Zum Aufziehen der Glocken war am Rathaus ein Baugerüst errichtet worden, das mehrere miteinander verbundene schmale Leitern über das Rathausdach zur Turmkrone führte. Es schwindelte einem schon, wenn man am Ring stand und da hinaufschaute und die schwindelfreien Arbeiter bei ihrer Tätigkeit beobachtete. Beim Morgengrauen

entdeckten Kirchenbesucher einen am Strick baumelten Mann unter der Turmspitze, der sich anscheinend dort oben das Leben genommen hatte. Erstes Entsetzen wich der Bewunderung für die, die diesen ausgestopften „Selbstmörder“ in der finsternen Nacht da hinaufgebracht und unter der Turmspitze aufgeknüpft haben. „Der Fredl hat sich im Rathausturm aufgehängt!“ ging es wie ein Lauffeuer durch die Innenstadt und lockte viele Neugierige ans Fenster und auf den Ring. Da es Sonntag war, machte die Feuerwehr auf Veranlassung der Stadtverwaltung diesem Fastnachtsscherz ein frühes Ende, so dass später kommende Bürger nicht mehr auf ihre Rechnung kamen.

Man munkelte noch längere Zeit über diese lustige Angelegenheit und zerbrach sich den Kopf, wer dieses waghalsige Artistenstück vollbracht hatte. Ein Turnverein hatte am Abend zuvor ein Faschingsvergnügen und Vermutungen gingen in diese Richtung. Quietschvergnügt erfreute sich nach wie vor unser Stadtoriginal „Marschall-Fredl“ seines bescheidenen Lebens, war er doch wieder einmal in vieler Munde.

Mit dem Aschermittwoch, der von den katholischen Mitbürgern wie andernorts auch mit Kirchengang und der Erteilung des Aschenkreuzes begangen wurde, begann die Fastenzeit, in der öffentliche oder auch Vereinsvergnügen verboten waren. Es war eine althergebrachte Sitte, dass in dieser Zeit nicht getanzt wurde; selbst bei Familienfesten achtete man in gut protestantischen Kreisen darauf. Und ich weiß aus eigener Mitwirkung bei Planung von Vereinsvergnügen, dass man streng darauf achtete, dass der Termin nicht etwa in „die Faste“ fiel. Trotz der ruhigen Wochen gab es Unterhaltungen in Namslau

genug, wie Oratorienaufführungen des Gesangvereins, Kirchenkonzerte, Theaterabende ernsteren Charakters des Schlesischen Landestheaters, Konzerte der Schlesischen Philharmonie aus Breslau, wissenschaftliche Vorträge des Universitätsbundes Breslau, Literarische- und Gesangssolistenabende und nicht zuletzt die vom Volksbildungsverein veranstalteten Experimentalvorträge bekannter Physiker aus ganz Deutschland.

Mit der Fülle des Gebotenen konnte sich unsere Grenzstadt auch im Hinblick des Niveaus der Darbietungen mit vielen größeren Städten durchaus messen. So waren schnell die Passionssonntage herangekommen, in denen die Konfirmationen der evangelischen Gemeinden lagen, spätestens am Palmarum. Die Konfirmandinnen in weißen Kleidern, die Knaben in dunklen Anzügen, geschmückt mit dem Myrtenkranz oder Sträußchen schritten sie zur Einsegnung und nahmen nach der Feier anschließend am ersten Heiligen Abendmahl teil.

In manchen Familien und da wieder besonders auf den Dörfern war es üblich, aus selbst gezogenen Myrten das Konfirmationssträußel zu binden. Man hob sich vom Tauf- oder Jahrkleidchen, das mit Myrtenzweigen besteckt war, einige Zweiglein auf und zog sie im Topf für die Konfirmation oder auch für die Hochzeit heran. Hier im Rheinland kannte man diesen „Konfirmationsbrauch“ nicht, und manche evangelischen Geistlichen duldeten ihn nur bei Flüchtlingen und Vertriebenen mit Widerwillen.

„In Richters Ofen liegen junge Palmen“, so schnurrten wir einen Merkvers für die Anfänge der Namen der Passionssonntage schon in der Dorfschule für uns herunter; dem Dorflehrer gegenüber sagten wir den

wesentlich schwerer zu merkenden aber sinnigeren Vers auf: In rechter Ordnung lerne Jesu Passion.

Ja, „Okuli, da kommen sie!“ so sagt der passionierte Waidmann. Gemeint sind die Schnepfen, untrügliche Frühlingsboten der Vogelwelt. Im Stadtwald, in der Kramarke, fielen sie ein, und manch ein Jäger aus Namslau hat dort den wohlschmeckenden Vogel erlegt, auch wenn das zubereitete Gericht den nicht gerade wohlklingenden Namen „Schnepfendreck“ führte. Schnepfen werden wie anderes Wildgeflügel zum Braten vorbereitet, jedoch nicht ausgeweidet.

Unter den Passionssonntagen nimmt in Schlesien der Sonntag Lätare, im Brauchtum als „Sommersonntag“ bekannt, eine besondere Stellung ein. So wird er mit der Einführung des Christentums in Schlesien im Jahre 966 vielfach in Zusammenhang gebracht. Seine Wurzeln reichen nach Ansicht vieler Wissenschaftler und Volkstumsforscher aber wohl in die germanische Vorzeit zurück. Einstmals ein symbolischer Vorgang, der im Westen Deutschlands – wie früher auch in Schlesien – in der Form des Wettstreites zwischen Sommer und Winter auftritt, wobei der Winter verliert, ist er zuletzt nur ein reiner Bittgang der Kinder um Geld und Gaben gewesen. Ursprünglich ging es um das Austreiben des Wintertodes und das symbolische Bringen des Sommers.

In meiner Jugend trugen die „Sommerkinder“ anstelle der in den letzten Jahren fabrikmäßig hergestellten „Sommerstangen“ noch kleine geschmückte grüne Tannenbäumchen beim Sommersingen in der Hand; ein Zeichen des erwachenden, grünenden Lebens.

Im östlichen Teil unseres Kreises Namslau an der Grenze nach Oberschlesien scheinen sich im

Brauchtum noch Reste des Todaustreibens erhalten zu haben. Im Zusammenhang damit brachte man das Wintertodaustreiben auch mit der Vernichtung der heidnischen Götzenbilder in Sümpfen und Gewässern. Die Götzenbilder wurden „Marschaseka“ genannt.

An der Stober trug man alljährlich am Sommersonntag eine Stroh puppe an den Fluss und warf sie mit viel Lärm und Geschrei an einer bestimmten Stelle ins Wasser. Die Wiesen und Felder in dieser Gegend hatten seit alters her den Flurnamen Marschanka. Der wohl aus dem Slawischen entnommene Name deutet nicht auf einer slawischen Herkunft dieses Brauchtums, das im ganzen Lauf des Stobers zu beobachten war.

Unser Landsmann Karl Schiller, früher Granitz Kreis Namslau, der sich um die Sammlung heimischen Brauchtums seit je sehr verdient gemacht hat, berichtet über einen anderen Osterbrauch seiner Wohngegend:

„Am Karfreitag wurde aus einem Fluss oder einem klar fließenden Graben Osterwasser geholt. Vor dem Sonnenaufgang begab sich eine Person des Hauses mit einem Eimer oder einer Kanne an die Stober, kniete am Ufer nieder und verrichtete ein Gebet. Alsdann wurde Wasser geschöpft, aber noch vor Sonnenaufgang. Auf dem Weg zur Wasserstelle und auf dem Heimweg durfte kein Wort gesprochen werden.

Stumm gingen Frauen und Männer aneinander vorüber. Es war für mich ein beeindruckender Augenblick zu sehen, wie die Osterwasserholer von beiden Seiten der Stober an den Fluss strömten und nach knieendem Gebet das Karfreitagswasser schöpften. Selbst der ehrwürdige Pfarrer H. aus

Falkowitz schritt alljährlich am Karfreitag in der Dämmerung an den Fluss und wusch seine Hände in dem aus östlicher Richtung kommenden Fluss.

Nach alter Überlieferung schrieb man diesem Karfreitagswasser heilende Kräfte zu. Man wusch Gesicht und Hände, um Hautausschlag, Warzen, Sommersprossen und andere lästige Übel loszuwerden.

Am Ostersonntag wurde das am Karfreitag geschöpfte Wasser in der Kirche geweiht und als Weihwasser in die Wohnung mitgenommen.“

Weithin verbreitet war in den Dörfern in meiner Jugendzeit noch das Begießen mit Wasser am frühen Morgen des zweiten Osterfeiertages. Das gab ein Geschrei und Gekreische bei den Mädchen und jungen Frauen, denn auf sie hatten die jungen Burschen und Männer es abgesehen. Sie sahen mitunter aus wie die „gebadeten“ Katzen, denn die Begießerei artete mitunter in eine Wasserschlacht aus.

Dem Ostersonntag geht der Palmsonntag voraus. An ihm wurden auch in unseren katholischen Kirchen die Weidenblütenkätzchen als sogenannte Palmen geweiht. Sie gelten – oft auch den Protestanten – als Schutz gegen Behexung und Gewitter und alles drohende Unheil. Manche Bauern steckten sie auch in die Ecken der Felder, um Hagelschlag und Unwetter zu bannen.

Bei Kindern verknüpft sich der Name Ostern mit dem Osterei. Die gefärbten oder mit bestimmten Mustern bemalten Eier oder auch Schokoladeneier und Marzipan-Osterhäschen wurden im Garten, wo dies nicht möglich war, in der Wohnung versteckt. Das Auffinden löste bei den Kindern eitel Freude aus. Warum die Ostereier vom Osterhasen kommen sollen,

ist nicht mehr zu ergründen. Möglich, dass die starke Nachkommenschaft des Hasen und beim Ei das schlummernde Leben dem Brauchtum den Anstoß gegeben haben. In meiner Kinderzeit war der Gründonnerstag, in anderen Gegenden der Ostersonntag der frohe Tag des Eiersuchens.

In protestantischen Familien war es althergebrachter Brauch, zum Heiligen Abendmahl, zum Tisch des Herrn, zu gehen. Gegen 17.00 Uhr strömten die evangelischen Mitbürger in Namslau zum Gottesdienst; schwarz gekleidet, die Herren oft auch im Zylinderhut.

Die Passionswoche wurde auch die „stille Woche“ genannt. Wie schon der Name sagt, schwieg laute Musik, und Tanzlustbarkeiten waren strengstens verboten. Nur ernste Musikaufführungen geistlichen Inhalts waren gestattet. Auch der Speisezettel wurde mit Fisch- und Eierspeisen auf die Karwoche, also auf Fastenspeisen umgestellt. Anders dagegen an den Ostertagen, wo Festtagsbraten, darunter Osterlamm – vielfach auch Zikkel (Jungziege) – aufgetischt wurden.

Dass in Schlesien Streusel- und Käsekuchen, Baben und „Abgerührte“ für den Kaffeetisch nicht fehlen durfte, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Nicht zu vergessen fürs Abendbrot den „echten“ schlesischen Heringssalat und Gallert (Sülze).

Das Osterfest liegt an dem althergebrachten Termin des Vollmondes nach Frühlingsanfang. Es ist ein hohes kirchliches Fest und deutet den Sieg der Sonne im Jahreskreislauf als den Sieg des Lichts über die Macht des Bösen und der Finsternis, in der Auferstehung des Herrn Christus, des Opferlammes zur Erlösung für die Menschen von Sünde und ewigem

Tod. Ist es verwunderlich, dass im Osterbrauchtum das Osterlamm mit verwoben wurde. Auch bei uns im Kreise Namslau ging man in der Frühe hinaus, um im Flimmern der Sonne das „Osterlämmel“ springen zu sehen aus Freude über die Auferstehung des Erlösers.

Mögen diese Ausführungen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben und von manchem Landsmann sicher ergänzt werden können, dazu beitragen, nach langer Trennung vom Heimatboden heimatliche Sitte und heimatliches Brauchtum wieder lebendig werden zu lassen und den Kindern und Enkelkindern davon zu erzählen!

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 224/2015

Das Osterwasser
Wunderglaube im schlesischen Dorf
von **Hugo Scholz**

Im Dorf nannte man sie nur die „Rote Nessel“, weil sie so rotes Haar hatte und auch sonst nicht schön war. Sie musste auf dem Hofe, wo sie als Magd diente, die niedersten Arbeiten verrichten, bekam selten ein freundliches Wort zu hören, nie sah sich ein Bursche nach ihr um. Ging sie einmal zum Tanze, forderten sie nur die Anfänger auf, die etwas lernen wollten, denn die „Rote Nessel“ konnte gut tanzen; ach, sie konnte auch sonst manches, war fleißig und geschickt, aber immer sah man nur das rote Haar und das hässliche Gesicht an ihr.

Kurz vor Ostern fing jemand an, neuen Spott mit ihr zu treiben. „Musst halt am Ostermorgen zum Bache

gehen, Nessel, und dich mit Osterwasser waschen. Steck nur gleich den ganzen Kopf hinein. Deine Mutter hats wohl verschlafen und ist erst gegangen, als die Sonne schon am Himmel stand. Da nützte es freilich nichts, denn da hat das Wasser keine Kraft mehr, und darum ist das mit dir so geworden. Verschlafe du nicht auch!“

Agnes ließ der Gedanke an das Osterwasser nicht los. Freilich glaubte auch im Schlesischen keiner mehr, dass am Ostermorgen das Wasser geheimnisvolle Kraft hat, die Menschen gesund und die Frauen schön macht; man spottete nur noch darüber. Wurde aber nicht alles neu und schön mit Ostern?

Wenn man mich zu Bache gehen sieht, wird der Spott noch größer werden, fürchtete Agnes. – Dennoch wollte sie diesen Morgen nicht verschlafen. Er barg wohl viel Kraft und Schönheit in sich. Sie stand auf und legte ein Tuch bereit. Kurz bevor die Sonne aufging, musste es geschehen.

Der Bach rann im Schatten der Weiden dahin. Sein Murmeln war voller Verheißung. Im Osten erglühete der Tag. Da warf Agnes ihr Tuch ab und löste das Haar. Das kalte Wasser prickelte auf ihrer heißen Haut; es rann ihr in den Nacken, über die Brust, dass sie erzitterte. Mit beiden Händen schöpfte sie es, und es glühete wie Wein in einem goldenen Pokal.

Der Bach selbst war wie ein silberner Spiegel. Agnes sah sich darin. Ihr Haar schimmerte golden, ihr Gesicht war zart und schön. Sie wandte den Kopf nach dieser und jener Seite. Der Spiegel trog nicht. Sie trank mit dem Wasser das schöne Bild in sich hinein.

Schnell warf sie dann wieder das Tuch um und lief nach Hause. Am Hofe tat die „Rote Nessel“ wie sonst ihre Arbeit. Der Knecht schaute ihr jetzt manchmal nach; sie hatte einen so beschwingten Gang. Auch die andern wunderten sich über ihre Wandlung. Keiner verspürte Lust, sie zu verspotten. „Agnes“ sagten sie nur noch.

Das Jahr ging hin – es wurde Sommer, das Korn reifte. Agnes stand mit den Schnittern auf dem Erntefeld. In den früheren Jahren war Agnes da und dorthin gestoßen worden, jetzt wollte sie jeder Mäher gern zum Abraffen haben. In der Vesperpause hockten sich die Mannsbilder neben Agnes auf den Feldrain.

Als die Kirmes gefeiert wurde und auf dem Schulzenballe alles zum Tanze zusammenkam, saß Agnes nicht mehr im Winkel, die Burschen des Dorfes rissen sich um sie. Mancher flüsterte ihr ins Ohr, dass er mit ihr „heimgehen“ möchte.

Als wieder das Osterfest kam, wurde Agnes von der Kanzel der Kirche mit einem jungen Bauern aufgeboten.

aus: „Volkskalender für Schlesier 1987

**Schlesien wie es mal war – eine Betrachtung zu
Land, Leuten und Sprache in deutscher Zeit
Gesammelt und aufgeschrieben aus den Erinnerungen von
Zeitzeugen von Heinz Wieloch**

Heute etwas über den Frühling und dabei Spezielles über diese schöne Jahreszeit in der alten Heimat Schlesien. Und es war nicht immer leicht über den oft

lange herrschenden Winter in heimatlichen Gefilden zu triumphieren. Aber dann war es endlich soweit, der Frühling hatte sich eingestellt und wer ihn sehen und erleben wollte, der musste in das freie, grüne Feld gehen, wie es in einem schönen alten Volkslied gesungen wurde.

Der Entwicklungsprozess von Winter zu Frühling wurde im alten Schlesien oft symbolisch von zwei Männern dargestellt. Der Winter war mit einer Pelzmütze, einem langen Bart aus Flachs versehen und war mit einem Pelz bekleidet. Der Frühling war sommerlich gekleidet und mit Blumen und bunten Bändern geschmückt. Diese mussten ihren symbolischen Kampf entweder in einem Wortgefecht oder auch in manchen Gegenden mit Ringen austragen. Aber dann war ja der Lenz endlich eingekehrt. Auf den Feldern und Wiesen und in den schönen schlesischen Bauergärten und in den Wäldern fing es an zu grünen und zu blühen. Die Schneeglöckchen oder „Schniegaake“ genannt, waren die ersten Frühlingsboten. Bald folgten auch die gelben Himmelschlüssel, in Niederschlesien „Gaalspitzla“ und in der Grafschaft Glatz als „Pluderhusa“ bezeichnet. Und mit weißen „Hahnpfoten“, den blauen „Kuckucksblumen“, den roten „Taubenkröppeln“ und mit der goldgelben „Sternblume“ zeigte der Frühling sein frisches und schon buntes Gesicht.

Damals zogen oft Scharen von Kindern durch Wald und Flur, um bunte Sträuße zu sammeln und sie zuhause „einzufrischen“. Der Ausdruck „einzufrischen“ war ein früher oft gebrauchter schlesischer Ausdruck, wobei die Frühlingsboten die Vasen des Hauses schmückten. So konnte man den Frühling auch in die „gutte Stube“ bringen. So mancher Junge schnitt die von Saft schwellenden Weidenruten, um daraus eine Art Pfeife oder eine Art Schalmei zu fertigen. Und wenn dann die erste

Weinbergschnecke herauskam, dann redeten dieselben die Kinder mit einem Spruch an. So entstand in der Breslauer Gegend folgender Spruch: „Schnecke, Schnecke schniere, weis mer deine viere. Willst du se mer nich weisen, schmeiß in dich in a Groaben, do frassen dich die Roaben.“

Es war auch vielfach üblich, dass man z. B. dem „Bäckenknecht“, dem Kuckuck zurief: „Kuckuck, Kuckuck, Bäckenknecht, sage mir wieviele Jahre ich noch leben möcht?“ Dabei hoffte man, dass er sehr lange seine Rufe erschallen lies. Ebenfalls gab es den Brauch beim Ruf des Kuckucks mit Münzen in der Hosentasche zu „klitschern“, damit einem nicht das Geld ausging.

Groß war der Jubel, wenn die ersten Störche ihren Wiedereinzug in den Dörfern hatten. Damit war der Glaube verbunden, dass nun der Frühling endgültig seinen Einzug gehalten hatte. Durch die Wiederkehr der Vögel aus dem Süden wurde die Phantasie der Menschen angeregt. Wenn man so im Frühjahr die erste „Schwolme“ (Schwalbe) sah, so sollte man sich auf den Rücken legen. Dies sollte das ganze Jahr Rückenschmerzen verhindern. Oder wenn eine unverheiratete Person das erste Mal zwei Bachstelzen zusammen sah, so sollte sie noch im laufenden Jahr Hochzeit feiern. Und sah man nicht den ersten Frosch im Trockenen, sondern im Wasser, dann bedeutete dies Unglück.

So gab es der „Regeln und Sprüche“ sehr viele. In der Fastenzeit in Vorbereitung auf das Osterfest, entstanden in Schlesien viele landschaftstypische Bräuche. So fand in Warmbrunn am Palmsonntag ein sogenannter „Dallsackmarkt“ statt. Am Karfreitag herrschte die Sitte, dass auch schon an diesem Tage Frauen, junge Mädchen und Burschen mit Krügen und Kannen am nahen Bach oder Fluss das heilwirkende „Gutfrettigswosser“ zu holen. Das musste auch

schweigsam verrichtet werden, damit die gewünschte Wirkung nicht ausblieb. Eine weitere Sitte war es auch vor Sonnenaufgang am Ostermorgen die Pferde in eine fließende „Schwemme“ zu reiten. Folge waren unausbleiblich zahlreiche Erkältungskrankheiten und auch Unfälle. So ertrank 1818 bei Margareth bei Breslau ein Knecht beim Schwemmereiten am Karfreitag. Die Pferde konnten sich selbst nur mit Mühe aus der Oder retten.

Der Ostersonnabend war in den schlesischen Haushaltungen dazu ausersehen, die „Usterkucha“ und „Gaalbrutel“ (Weizenbrote) zu backen, wozu natürlich auch der Streuselkuchen gehörte. Die Vorbereitungen auf den Ostersonntag, dem Tag der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus nahmen fast diesen gesamten Tag in Anspruch. Der Ostersonntag wurde dann in allen schlesischen Gegenden (ob nun evangelisch oder katholisch) unter großem Gepränge und außerordentlich hoher Teilnahme durch die Gläubigen begangen. In diesem Sinne, liebe Heimatfreundinnen und Heimatfreunde wünsche auch ich Ihnen fröhliche und gesegnete Ostern.

Leben, unser Leben
von Renate Buhl geb. Liebig

Oft leben wir in der Vergangenheit,
doch sie liegt schon sehr weit.

Man soll sie nicht vergessen,
schließlich hat jeder eine Vergangenheit besessen.

Unsere Gedanken sollen in die Zukunft blicken,
werden wir noch alles schaffen, muss alles noch sein?

Leben wir doch einfach in der Gegenwart,
sie ist die Zeit für uns, sie ist lebenswert,
wenn manchmal auch hart.

Leiden und Kummer haben ihre Zeit,
doch viel mehr Freude hält das Leben bereit.

Gebt es zu, man hat manchmal zu nichts Lust.
Man fühlt häufig auch viel Frust.
Manchmal leben wir in den Tag hinein,
doch muss das so sein?

Schau dich um, denk darüber nach,
was du schon alles im Leben geschafft.
Es sind nicht immer die großen Dinge,
nein, viele kleine Sachen, die gelingen,
sie sind wie Glieder einer Kette,
die vielen verzierten Ringe.

Die Hochs und Tiefs gehören zum Leben dazu,
wenn man sie annimmt, findet man innere Ruh'.

Bleiben wir in der Gegenwart,
genießen wir den Augenblick,
er wird zur Vergangenheit,
er kommt nicht zurück.

Freude über das Leben, es ist doch so schön,
man darf's nur nicht durch die rosarote Brille seh'n.

Täglich begegnen wir neu dem Leben,
feiern es, es ist uns gegeben.
Leben ist wertvoll, machen wir etwas daraus.
Es wurde jedem von uns in die Hand gegeben.
Es ist unser Leben!



Eine kurze Wendegeschichte

von Walter Thomas

Im Ostblock herrschte bis zur Wende eine große Mangelwirtschaft. Dies war im Westen wie im Osten hinreichend bekannt. Meine Generation, ich wurde 1948 im Osten geboren, wuchs damit auf. In meiner Kindheit bekam ich es nicht so mit, da bei uns im Dorf alle ziemlich arm waren. Die Einwohnerzahl bestand aus etwa 50% Flüchtlingen und 50% ehemaligen Gutsarbeitern, das heißt sie hatten ihre Heimat und ihren Hausrat behalten, aber sonst hatten sie auch nicht viel. Meine Eltern und meine drei älteren Geschwister gehörten zu den schlesischen Flüchtlingen. Je älter man wurde, um so mehr bekam man die Mangelwirtschaft zu spüren. Als ich selbst eine Familie gründete und wir für alles verantwortlich waren, da wurden einem die Verhältnisse so richtig bewusst. Da man Armut gewöhnt war, sah man diese Situation nicht so verbissen. Einen Schock bekam ich, als ich mit drei Geschwistern zum 50sten Geburtstag meines Bruders 1986 in den Westen reisen durfte. Für uns war es schlicht und ergreifend unfassbar, alles so sauber, ordentlich und bunt. Die Kaufläden alle übervoll, ich fragte mich immer nur, warum dieser

Unterschied. Nach einer Woche ging es wieder zurück zur Familie. Im Laufe der Jahre hatte ich mir einen alten Trabant zum Neupreis zusammengespart. Im Frühjahr 1990 besuchte ich meine Schwester im Schwabenland. Sie war anderthalb Jahre vorher bei einem Verwandten Besuch im Westen geblieben. Ausschlaggebend war sie hatte dort einen Freund. Nach einigen erlebnisreichen Tagen stand die Rückreise wieder bevor. Überraschend sagte ihr Freund, du brauchst nicht mit dem Zug zurückfahren, ich schenke dir einen VW Käfer. Ich schaute ihn ungläubig an und sagte du spinnst, das kann ich niemals annehmen und ich weiß auch nicht, wie ich es wieder gut machen könnte. Auf jeden Fall barmte ich eine ganze Weile herum, die beiden amüsierten sich prächtig. Sie machten einen Kaufvertrag fertig, tankten das Auto voll und gaben mir die Schlüssel. Er meinte nur, das Auto ist 17 Jahre alt und hat etliche Lunker, aber es wird dich bestimmt Nachhause bringen. Einerseits kam ich mir kläglich vor, andererseits war ich stolz, ein Westauto zu haben. Die rund 700 km schaffte ich ohne Schwierigkeiten. Die Anmeldung war kein Problem, allerdings musste ich 600 DDR Mark Zoll zahlen. Den Trabant bekam mein Sohn. 1991 im Sommer redete mein Bruder mir ein, mit dem Käfer kommst du nicht mehr durch den nächsten TÜV. Ich glaubte es ihm, was nun? Da kam mir die Idee, den Käfer bringst du nach Schlesien in den Kreis Namslau zu den ehemaligen Nachbarn meiner Eltern. Im Sommer 1990 hatte ich sie kennen gelernt. Sie konnten sich gut an meine Eltern und meine drei Geschwister erinnern. Mein Bruder wurde eingeweiht und los ging es. Er mit seinem Wartburg und ich mit dem Käfer. An der Grenze dauerte es 2 bis 3 Stunden, es war zum Mäuse melken. Jedenfalls kamen wir heile bei unserem Ziel, den ehemaligen Nachbarn, an. Es wurde erst einmal über Gott und die Welt gelabert. Als

ich ihnen sagte, ich schenke ihnen den VW Käfer, fielen sie aus allen Wolken und barmten genau so rum, wie ich es vor anderthalb Jahren im Schwabenland tat. Diesmal amüsierten wir uns über das Staunen. Kurz und gut, der Käfer blieb da und wir fahren den nächsten Tag wieder zurück, irgendwie in dem Glauben, etwas Gutes getan zu haben. Das Fazit der Geschichte: Der Käfer wird gehegt, gepflegt und läuft immer noch zuverlässig. Davon konnten wir uns im Oktober 2020 überzeugen.



Breslau, Domtür, im Jahre 1671 eingesetzt anlässlich des Einzugs von Landgraf Friedrich von Hessen als Bischof von Breslau (vgl. den umseitigen Beitrag)

Domtür – vgl. nachstehenden Beitrag

Die Tür am Haupteingang des Breslauer Doms von Dr. Walter Nickel

Wohl jeder Besucher des Breslauer Domes wird einen Augenblick vor der hölzernen Tür am westlichen Haupteingange verweilt haben. Die Tür wurde 1671 eingesetzt, als Landgraf Friedrich von Hessen auf dem Bischofsstuhl von Breslau Platz nahm und mit dieser Geste seinen von 1637 bis 1676 währenden Aufenthalt in Rom für kurze Zeit unterbrach.

Das Schnitzwerk der Tür enthält als Darstellungsinhalt die Geschichte (1. Mose, 17), wie Jakob von seinen Brüdern, nachdem sie ihm den von ihrem Vater geschenkten Ärmelrock ausgezogen hatten, in den Brunnen geworfen wird. Der besseren Schaulbarkeit halber sind auf dieser Darstellung nur sechs der Brüder an dieser Untat beteiligt, vier zur rechten des Opfers und zwei zu seiner Linken. Hinter dem Brunnen erhebt sich ein Raum, der mit seiner Krone bis zur Höhe der nahezu ovalen Umrandung der Darstellung hinaufreicht. Das ganze mittlere Feld der Tür ist von einer rechteckigen oblongen, nach der Seite leicht ausspringenden Umrahmung eingefasst, in deren oberen Ecken je ein brütender Pelikan dargestellt ist. Bekanntlich galt der Pelikan schon seit dem Mittelalter in der christlichen Kunst als Sinnbild des Opfertodes Christi. Der untere Teil des Feldes ist mit schweren Blattschwüngen gefüllt, die in ihren Rollungen beiderseits das Aussehen ungeheuerlicher Tierköpfe erraten lassen, miteinander verbunden durch eine aus ihrem Rachen herausspringe, in der Mitte mit Knorpeln besetzt Schnur.

Derartige Knorpelschnüre durch- und umziehen das Schnitzwerk allenthalben. Sie sind die letzten Nachklänge des seit 1620 in weiten Teilen

Deutschlands blühenden Knorpelstils. An einigen anorganischen Gebilden, zum Beispiel über den Köpfen der Pelikane, verspüren wir noch den absterbenden, im Laufe des dreißigjährigen Krieges auch in Schlesien vorherrschenden Willen dieses Ornaments, jede vegetabilische Regung zu unterdrücken. Und schließlich gehören auch die vorgenannten, mehr zu erratenden als deutlich gestalteten spukhaft anmutenden Tierköpfe zu der Schrecken erweckenden Ausdrucksabsicht des Knorpelstiles. Denn die Wirkung dieses Spuks besteht ja in der schreckhaften Erkenntnis, vor etwas körperhaft Belebte zu stehen, wo es die rechnende Überlegung nicht vermuten konnte.

Nach Aussage diese Ornamentes war in den Herzen der Breslauer und also wohl auch der Schlesier selbst um 1671 noch nicht vollkommen jenes Gefühl der Bedrängnis verklungen, das der große Krieg in ihnen angeschlagen hatte. Andererseits bezeichne diese Tür insofern aber auch einen Wendepunkt in der künstlerische Entwicklung unseres Heimatlandes, als sie sich unter dem Glockenläuten des Domes zum ersten Male feierlich auftat, um den neuernannten Kardinal hindurchschreiten zu lassen, der, ein in Rom gereifter Fürst des Barock, von einem voll empfundenen diesseitsbejahenden Lebensgefühl erfüllt gewesen ist.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff



Heitere Geographie Schlesiens

von Prof. Dr. Wilhelm Menzel

Vorbemerkung:

Der erste Teil fehlt leider in dem hier vorliegenden Schlesischen Heimatkalender 1964

Folgende Dörfer im Neumarkter und Striegauer Kreise erklärte der Schlesier so:

Sablath – Sabel ab,
Kostenbluth – kostet Blut,
Weicherei – die Feinde weichen zurück,
Ossig – O sieg, o Sieg!

So werden aus dem bloßen Endreim auf einen Ortsnamen gleich ganze Verse. Von Obernigk und Umgegend heißt es da:

Obernigk leit zwischen Sorge und Kummernigk.
Wer sich daselbst will nähren,
der muss suchen Pilze und Beeren,
wer sie nicht kann finden,
der muss Besen binden.

Aus diesem Volkshumor spricht gleich ein ganzes Stück Volkskunde. Dieses Obernigk mit seinen Dörfern Sorge und Kummernigk, wo einst Karl von Holtei eine glückliche Jugend verlebte, liegt auf den Hügeln des Katzengebirges rechts der Oder mit viel Sand und Kiefernwald. Die Gegend hieß deswegen auch die „Lause-igelseite“ der Oder.

Da waren die auf der gegenüberliegenden Oderseite freilich besser dran. Die saßen auf dem besten Boden, wo Weizen und Zuckerrüben alljährlich einen Reichtum einbrachten. Das war deshalb auch die „Herrenseite“. So erklärt es sich von selbst, was man den Jätschauern im Kreis Glogau nachsagte:

Vor der Ernte haben zwei Jätschauer auf einem
Stuhle Platz,
nach der Ernte braucht ein Jätschauer zwei Stühle.“

Einmal hatten die Bauern von der „Herrenseite“ mit denen von der „Lause-igelseite“ in Steinau im „Schwarzen Adler“ eine große Versammlung. Da ging es heiß her. Die von der „Herrenseite“ hatten große Töne geredet, die von der anderen Seite das alles ruhig angehört. Zuletzt ward es denen von den fetten Pfründen über, die konnten dieses Schweigen nicht mehr ertragen. „Nu, wolln die Herren von der „Lause-igelseite“ nicht auch einmal was dazu sagen?“ rief einer „ganz verbuust“. Schon erhob sich einer von denen, es war „derr ale Seibt-Heinrich aus Kehlau“, und sagte „ganz troige“: „Nu, woas silln mir no vill soin? Die Lause-Igel von derr Herrenseite honn doch genung geredt!“

Die Strehlener neckte man um ganz anderer Dinge:
Wißt err ne, wu Strahla leit?
Strahla leite im Grunde,
,s hutt goar hibsche Madla durt,
‘s sein ock ...

Wer’s weiß, wird’s wissen – wer’s nicht weiß, kann ja einen Strehlener fragen, der wird ihm schon die richtige Antwort geben. Ich mochte es nicht selber sagen, denn „su mit der Hulzaxt zugehackt“, ich meine so grobschlächtig sind die Strehlener nun doch nicht. Ich „hoa doas Verschla nich ufgebrucht – is muuß enner gewaast sein, darde uff Strahla an biese waor“. Und nun gar das dicke Ende:

Obends, wenn se schloofa giehn,
setzens sich uff de Treppe,
worta bis derr Freier kimmt,
nahm’nmiet eis Bette.

Murgens wenn se frie ufstiehn,
doo sahn se ei de Wulka:
„O jeh, o jeh, derr Hirt ies naus –
merr honnnoch nicht gemulka!“

Noch schlimmer kommt Neurode im Eulengebirge dran, das „Schiene Stadtla“ – „Pootscha-Stadtla“, sagten sie drumherum, denn in Neurode machten sie die „Pootscha“, die Filzschuhe. Mit drei versen begnügt sich der volkstümliche Dichter nicht. Zehn „Gesätzla“ schafft er und schüttet seinen ganzen lustigen Spott aus.

Wie gieht's denn ei dam Staatla zu,
durt druba zu Neurode?

So beginnt jedes der zehn Gesätzla, und in allen gibt es eine saftige Antwort, der Fleischer, der Schuster, der Tischler, der Seiler – alle kommen sie dran:

Derr Fläscher ies an besch....Hund,
a wiegt dreiviertel fer an Fund.

Derr Schuster näht mit sichta Schierlan,
,s hält kaum bis zum Hintertierla.

Auch die Polizei wird „bedacht“, nicht einmal vor der „Kerche“ und vor „derr grußa und klenn Geistlichkeit“, vor dem „Forn und Urganista“ schreckt der Volkssänger zurück:

Die Kerche ies mit Struh bedeckt,
do honn der Sperlche neugeheckt.

Die Urgel ies aus Faderkieln,
die muuß der Gänsejunge spielen.

Wie gut ist da das andere schöne Städtchen im Eulengebirge weggekommen, ich meine Silberberg:

Silberberg, du schienes Staatla,
du klabst om Berge, wie derr Quork om Braatla!

Und gar erst Grottkau, zwischen Breslau und Neisse, „Kiehgruttke“ oder „Hoasegrutte“ hieß es. Dort gabe es viele „Ackerbürger“ – kein Wunder, dass sich einmal ein Hase aus alter Anhänglichkeit an die „Grutter Pauern“ in ihre Stadt gewagt hat, seitdem nannte man es auch „Hoasegruttke“. Aber das schönste von der alten Stadt ist doch „de Gruttker Vasper“, wo sich einst ein Schlesier von weither – wahrscheinlich auch anderer Konfession, als die Gruttker sie hatten – zu feierlichen Nachmittagsgottesdienst, zur „Vasper“ in ihre Kirche begeben hatte und sich dort alles auf seine Weise deutet: „Gruttke is an schiene Stoadt, do honn se letzt anne Vasper gehoot ...“ Heute wird das Lied gern gesungen, und die „Grutter“ scheinen durchaus einverstanden damit zu sein. Früher, daheim, wehrten sie oft ab und meinten, die ganze Geschichte mit der „Vasper“ habe sich in Landeshut zugetragen. „Woas?“, empörten sich die Landshuter, „bei üns dohie? Kee Gedanke nich – doas woar druba ei Neurode!“ Zuletzt ist es doch auf den Grottkauern hängen geblieben. So ist Grottkau auch dadurch berühmt geworden.

Wir haben noch viel solcher „beriehmter Städte“ – „vo Gruß-Brassel“, der Landeshauptstadt, ganz abgesehen.

Da ist meine alte Kreisstadt „Laubsche Laubn“, eben Lauban, „de Schnupptichlstoadt“. „Deholbe Walt hutt sich om Laubn de Noase gewischt!“ Oder „gelei dernabn“: „Kuhlrieba-Lamrich“ (= das schöne Löwenberg), 1209 mitten in den Urwald hineingesetzt. Und welcher Schlesier, ja welcher Deutsche kennt nicht „die Stadt des guten Tons“?, „äbenst a Bunzel“, Bunzlau, aus dem ein Mann wie >Martin Opitz stammt, der den Deutsche die neue deutsche Dichtersprache stiftete. Und dann Liegnitz, die berühmte Gartenstadt. Wem läuft nicht das Wasser im

Munde zusammen, wenn er an die „Liegnitzer Gurken“ dankt! Und wenn es schon ums Essen geht, soll die Jauersche Wurst nicht vergessen sein, ja, da dürfen auch die „Schömberger Würschtla“ nicht unerwähnt bleiben – und das Neisser Konfekt und das Warmbrunner Gebäck oder die „Fafferminzkichla“ ans Gnadenfrei! Dazu die Orte mit „oll das guda Truppa“! Stonsdorf mit seiner „Guttschmecke“, dem Stonsdorfer, einem Likör aus den heilsamen Riesengebirgskräutern gebraut, von dem die Stonsdorfer immer gern behaupteten, dass ihn der Herrgott selbst ab und zu auch zu sich nähme, wenn ein Stonsdorfer gestorben sei. Aus Schlegel bei Neurode in der Grafschaft kam die „Kroatzbeere“, aus Wünschelburg der „Urian“, aus „Gruß-Brassel“ der „Hennig-Creme“ und aus dem „Staadtl“, aus Wigandsthal, der „Iserbitter“ – „olles verknucht softige Sacha“, die den frömmsten Mann zu Fall bringen konnten.

Und gar erst der schlesische Wein aus unserer Rebenstadt Grünberg! Deine Gaben sind besser als ihr Ruf! Was ist da nicht alles gelästert worden. Von „Strumpwein“ hat man geredet, der alle Löcher in den Strümpfen zusammenziehe, sobald man ihn tränke; auch von „Wächterwein“, weil der arme Trinker sich einen Wächter bestellen müsste, der ihn in der Nacht nach dem Genuss des Grünbergers alle Stunden umwende, damit der Wein kein Loch in den Magen fräße. Vielleicht war es früher einmal so, da die Grünberger den besten Wein verschickten, der dann als Rhein- und Moselwein in den Handel kam, das schlechteste Zeug aber als Grünberger ausschenkten und damit sich und den Wein in argen Verruf brachten. Nach 1920 war es jedenfalls anders; wer da den Grünberger trank, musste ihn loben, besonders den herrlichen Sekt aus diesem Wein.

Wer von Grünberg nach Breslau zurückfuhr, kam hinter Glogau gleich nach Beuthen an der Oder oder in „schläs'scher“ Geographie: nach „Kuhbeuthen“, einem schönen Städtchen mit sehenswerten Kirchen und Markthäusern – aber auch, wie der Name schon besagt, mit vielen Ackerbürgern.

Da hat doch mal einer, der vom Grünberger Weinlesefest nach Breslau mit der Bahn nach Hause reiste, auf dem Bahnhof in Beuthen einen Mann gefragt: „Hören Sie, ist das daher Kuh-Beuthen?“ Der also Angeredete hat sich den fremden Dingrich erst mal beguckt und bei sich gedacht: „Nu, was ist denn das für ein Kumpel!“ und dann hat er's ihm ordentlich zurückgegeben: „Ju ju, do honn Se raicht, doas is dohie Kuh-Beuthen, die Uchsen foahrn durch!“ Der „Dingrich“, der so neugierig gefragt hatte, zog schnell das Fenster hoch; er hatte es so im Gefühl: Es steht 1:0 für den anderen.

Das ist eine gescheite Ecke dort oben im nördlichen Schlesien. Da lag ja auch unser „schlesisches Schilda“, unser geliebtes Polkwitz, das sich noch gefallen lassen musste, dass man es in „Heerwegen“ umtaufte. Von Raudten fuhr die „Schnellbahn“ hinüber; wenn man's ängstlich hatte, musste man laufen. Ich bin – weil ich früher viel Zeit hatte – mit der Bahn nach „Pulkwitz“ gefahren. es war in den zwanziger Jahren; das Geld war damals knapp, wir hatten teure Zeiten. Da hatten doch die Polkwitzer ein zweites Zifferblatt an den Rathausturm anbringen lassen. Ich hab mich aufgeregt über dies Geldverschwendung und gesagt: „Kinnt err doas Geld nä besser oalän, hä?“ Da war ich an einen richtigen Polkwitzer geraten: „Wos wulln Se denn“? fing er an „wenn aber amol zwee wulln uff eemol nuffsahn?“

Von Polkwitz ein Stück herüber liegt Stroppen, der berühmte Ort, wo die Erdachse rauskomme. Sie haben vorsorglich ein Haus darüber gebaut, dass die Achse nicht verrostet und auch die „nischnütziga Junga“ nicht dranrummurksen; das Haus ist natürlich ein Kretschem geworden, ein richtiges Wirtshaus. Da kommen dann regelmäßig alle die zusammen, die die Erdachse aus eigener Verantwortung schmieren, weil sie es so an sich hat, dass sie manchmal quietscht.

Wer soll von allen berühmten Orten Schlesiens berichten. Das ist ein Kapitel ohne Ende. Aber nennen muss ich schon noch zwei.

Da ist mein geliebtes Goldentraum am hohen Ufer des Queis, in der lieblichen Landschaft der Talsperre, die „Stoadt, wu die Gänse is Pfloster frassn“. Ja, da wuchs Gras auf dem Markte und das sah im Frühjahr und Sommer wirklich schön aus. Nur um Pfingsten war es ein bisschen zertreten, weil da immer „Pfungtschissn“ (Schützenfest) war. Das gab da immer eine Aufregung wegen der „gleichen Frunt“ beim Antreten der Schützen. Einmal war sie schief wie „su a Hundeschwanz“. Seitdem reißen die Goldentraumer schon am Pfingstsonnabend mit ein Paar Kühen eine Furche auf dem Markte auf – die „is wie mit derr Schure obgemassa, su groade. Dernoo heeßt doas Kummando: Olles au de Furche roatrata – die Frunt stimmt seitdem uffn Millimeter genau!“

Und nun noch Rothwasser, bei Kohlfurt liegt das, schon fast in der Görlitzer Heide. Das soll, so behaupten ganz „hühnsche Brieder“, das soll „Teifels Grußmutter's Ausgedinge sein!“ Wer kommt bloß auf sowas! Nun, die das behaupten, die belegen das auch noch ganz scheinheilig mit Bibelstellen. „Als Jesus“ –

so fangen sie immer an – „als Jesus vom Teufel in der Wüste versucht wurde, sprach der Satan zu ihm: Dies alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest, bloß Rothwasser nicht, das brauch ich als Ausgedinge für meine Grußmutter!“. Was soll man dagegen machen? Nichts – nur das, was die „Ruthwossner“ auch tun, wenn es ihnen wieder mal einer aus Penzig oder Rauscha erzählt: Sie fuchteln awing und denken sich dabei: Immer lußt'n ock – jeder Mensch ist andersch olbern. So den ich auch, und auf“ und chlesische Heimat auch ein Stück „heitere Geographie“, und das Land und die Menschen bleiben uns liebenswert.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff

Bezeichnung Schlesischer Kirchen

von Lic. Dr. Ulrich Bunzel

Unsere Gotteshäuser, die evangelischen wie die katholischen, tragen besondere Namen. In der katholischen Kirche heißen sie sehr oft nach Heiligen. In meiner letzten Gemeinde Coesfeld zum Beispiel haben sie die Namen St. Lamberti, St. Jacobi, Laurentius, Ludgerus. In der evangelischen Kirche heißen sie oft nach dem Mittelpunkt des Glaubens: Christuskirche Heilandskirche, Auferstehungskirche, Trinitatiskirche, oder nach führenden Männern: Martin-Luther-Kirche, Gustav-Adolf-, Kaiser-Wilhelm-, Königin-Luise-Gedächtniskirche. Schlesien hat auch in der Bezeichnung seiner Kirchen eine einzigartige Besonderheit, die es meines Wissens sonst nirgends auf der Welt gibt. Aus den Namen dieser Kirchen kann

man eine ganze Geschichte der evangelischen Kirchen ablesen.

Haupt- und Pfarrkirchen heißen die großen, aus vorreformatorischer Zeit stammenden alten Kirchen in der Innenstadt Breslaus. Dort haben wir die Haupt- und Pfarrkirchen von St. Maria Magdalena, St. Elisabeth und St. Berhardin. Mit Stolz auf unsere schlesische Heimat sage ich im Westen gern: Unsere Magdalenenkirche konnte 20 Jahre vor der 700-Jahr-Feier des Kölner Doms ihr 700jähriges Bestehen begehen (1926). Diese mächtigen alten Kirchen waren stets „orientiert“, das heißt der Altar war nach Osten gebaut.

Friedenskirchen heißen die mächtigen Kirchen in Schweidnitz, Jauer und Glogau, deren Bau im Westfälischen Frieden von 1648 bei Beendigung des Dreißigjährigen Krieges in den kaiserlich-habsburgischen Erbfürstentümern Schweidnitz, Jauer und Glogau gebaut werden durften, allerdings außerhalb der Stadt, ohne Turm und Glocken, als Fachwerkbau, von außen nicht als Gotteshaus zu erkennen.

Zufluchtskirchen heißen die Kirchen, die hart an der Grenze Schlesiens auf evangelischem Boden lagen. Hierher wanderten in der Zeit der Gegenreformation in langen Pilgerzügen die Gemeinden zu ihren Gottesdiensten. In vielen Orten unserer Heimat war es, solange Deutsche dort wohnten, Sitte, dass Sonnabend nachmittags um 3 Uhr alle Glocken läuteten. Das war die Zeit, zu der die Evangelischen damals ihren gemeinsamen Weg zum Sonntagsgottesdienst antraten.

Grenzkirchen heißen die Kirchen, 24 an der Zahl, die eigens für die jenseits der „Grenze“ Wohnenden erweitert oder, wie die Grenzkirche von Odereck (Tschicherzig) im Oderwald bei Grünberg, gebaut wurden, ohne dass dort eine besondere Gemeinde bestanden hätte.

Gnadenkirchen heißen die evangelischen Gotteshäuser in sechs Städten der schlesischen kaiserlich-habsburgischen Erbfürstentümer. Auf Grund der Altranstädter Konvention im Jahre 1707 durften diese Kirchen gebaut werden.

Bethäuser schließlich durften in mehr als 200 Gemeinden errichtet werden, als Friedrich der Große bei der Eroberung Schlesiens Glaubensfreiheit zusicherte. Auch diese Bethäuser haben einen eigenen, anheimelnden Stil: Nach außen flacher Werkbau, der sich dem Stil des schlesischen Dorfes einfügte; nach innen ein schlichter Gemeinderaum, besonders durch die Empore von einem einfachen Gemeinderaum unterschieden, die Blicke meist auf den Kanzelaltar gerichtet. Auch die Bethäuser durften keinen Turm und kein Geläut haben. Die Geistlichen durften nicht „Pfarrer“ heißen. Aber diese Gotteshäuser wurden mit viel Liebe und viel Freudentränen gebaut, im Dank gegen den König von Preußen wie den lebendigen Gott, der Gebete erhört und seine Gemeinde auf Erden nicht im Stich lässt. Noch heute sind an 40 friderizianische Bethäuser in ihrer ursprünglichen Form erhalten.

So legen Hunderte von evangelischen Gotteshäusern in Schlesien mit ihren sechs verschiedenen Bezeichnungen und ihrer besonderen Bauart ein lebendiges Zeugnis von der Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens ab.

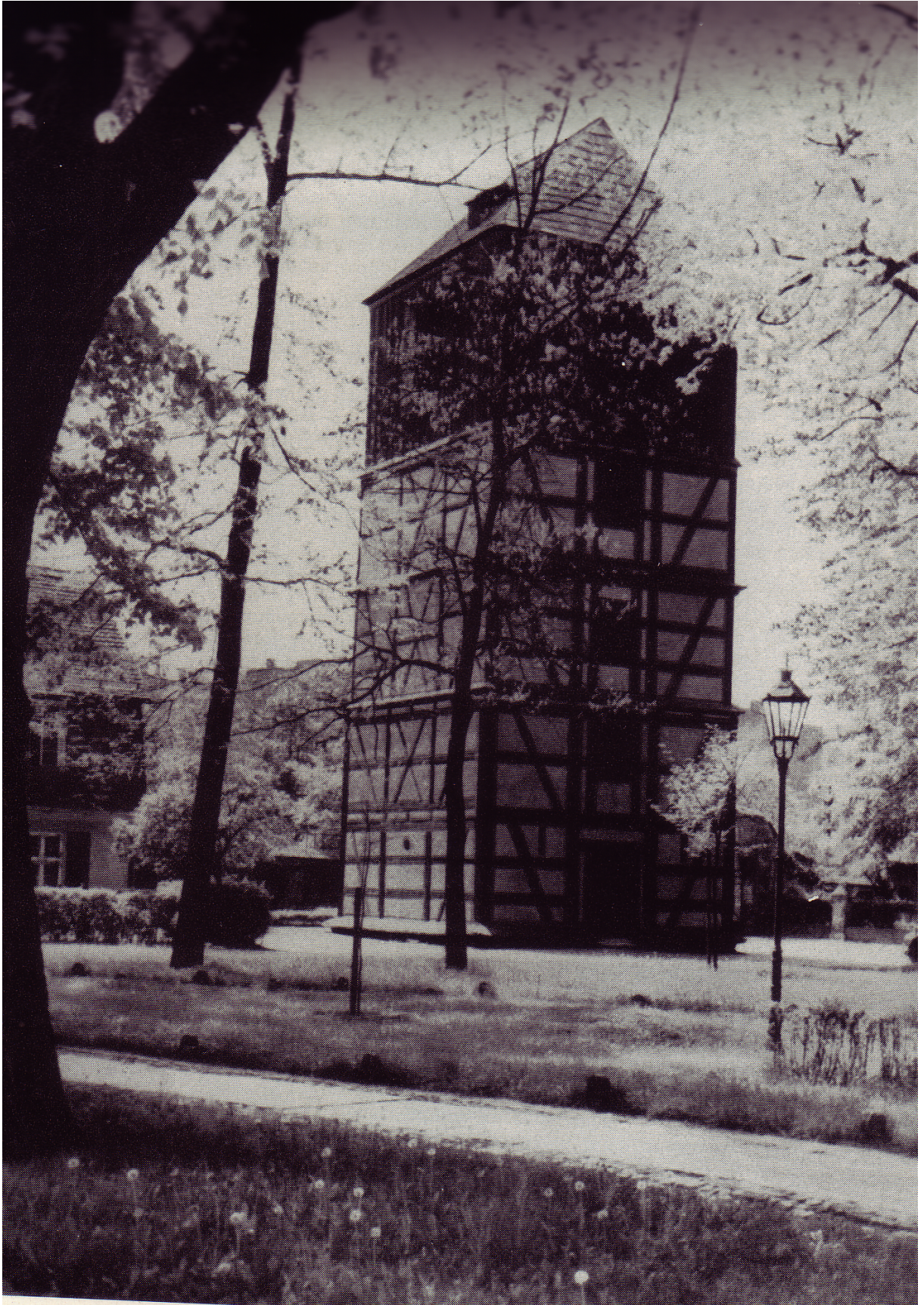
aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff



Spezialgeschäft
für
Elektr. autom. Hauswasserwerke
Wasserleitungsbau
Selbsttränkeanlagen
Schacht- und Bohrbrunnen
Wasserenteisung
Warmwasser-
und Zentralheizungsanlagen
Kanalisations-,
Spül- und Badeeinrichtungen



Wassertechnik A. Baudis, Namslau



Schweidnitz
der abseits der Friedenskirche stehende und später errichtete Glockenturm

Die Friedens- und Gnadenkirchen

von Lic. Dr. Ulrich Bunzel

Durch den Dreißigjährigen Krieg war das deutsche evangelische Kirchenwesen auf das schwerste erschüttert. Beim Friedensschluss atmete Deutschland auf, aber für Schlesien kam der eigentliche Generalangriff der Gegenreformation erst nach dem furchtbaren Kriege. Dort wurden die Friedensglocken für viele Hunderte von evangelischen Gemeinden, Kirchen, Pfarrhäusern und Schulen zum Sterbegeläut. Die Bemühungen der Schweden und des Großen Kurfürsten, im Westfälischen Frieden für die Schlesier freie Religionsausübung zu erlangen, blieb in der Hauptsache erfolglos, Schlesien wurde vom Recht freier Religionsausübung ausgenommen.

Auch die schöne große Kirche von Schweidnitz mit ihrem 103 m hohen Turm wurde den Evangelischen genommen und den Katholiken zugesprochen. Immerhin wurde Kaiser Ferdinand III. gezwungen, in seinen Erbfürsttümern Schweidnitz, Jauer und Glogau, die zur Herrschaft Böhmen und damit zur Krone Habsburg gehörten, den Bau wenigstens eines Bethauses, einer Friedenskirche, zu gestatten. Aber diese musste außerhalb der Stadt liegen, durfte ebenso wie die Pfarrhäuser nicht massiv, sondern nur aus Holz und Lehmfachwerk hergestellt werden. Sie durfte auch keinen Turm und keine Glocke haben. Nur ein Pfarrer und drei Kaplane durften an der Kirche angestellt sein. Und dabei war Schweidnitz mit damals 35 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Schlesiens. Die Kirche sah von außen nicht wie ein Gotteshaus, eher wie eine Scheune aus. Aber sie war im Inneren mit unendlich viele Liebe und Kunst ausgestattet. Sie besaß durch ihre drei Emporen hinter- und übereinander ein Fassungsvermögen wie keine der großen alten Breslauer Kirchen. Als Wilhelm II. das

Innere dieser Kirche sah, sagte er, das sei die schönste Kirche Deutschlands.

Die Friedenskirche von Glogau, das „Schifflein Christi“, ist mit der Vernichtung der Stadt am Ende des 2. Weltkrieges mit untergegangen. Die beiden anderen Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz sind erhalten und wurden nach dem Kriege von den deutschen wie den polnischen Evangelischen benutzt. Die Friedenskirche zu Schweidnitz nahm nach der Zerstörung der Breslauer Magdalenenkirche am 18.05.1945 eine Sonderstellung unter den Gotteshäusern der Heimat ein. Am 19.03.1946 wurde hier der Dekan Mittel-Schlesiens in sein Amt eingeführt. Am 23.09.1952 waren in ihr gegen 5 000 Evangelische zur 300-Jahr-Feier der Kirche zum Gottesdienst versammelt. In der zweiten Hälfte der 50er Jahre genügte ein Nebenraum, die Sakristei, für gottesdienstliche Versammlungen der kleinen Restgemeinde von weniger als 50 Deutschen.

König Karl XII. von Schweden, ein Nachfahre Gustav Adolfs, zog auf seinem siegreichen Feldzug gegen Polen und Kursachsen auch durch Schlesien. Hier nahm er mit eigenen Augen und Ohren die religiösen und kirchlichen Nöte seiner evangelischen Glaubensgenossen wahr. Er konnte, gestützt auf Heer und Sieg, Kaiser Joseph I., dem durch den Spanischen Erbfolgekrieg die Hände gebunden waren, in der Altranstädter Konvention von 1709 zu manchen Erleichterungen für die Evangelischen veranlassen. So wurde in den Erbfürstentümern auch die Erlaubnis zum Bau von sechs sogenannten Gnadenkirchen gewährt, und zwar in den Städten Hirschberg, Landeshut, Sagan, Freystadt, Militsch und Teschen. Gewiss mussten die Evangelischen für die Bauerlaubnis sehr viel Geld zahlen, die Hirschberger

zum Beispiel an den Kaiser 12 600 Gulden als Geschenk und 100 000 Gulden als Darlehen, ferner an andere kaiserliche Stellen auch recht beträchtliche Summen. Aber auf diese Weise konnte man 1709 wenigstens mit dem Bau beginnen.

Auch die Hirschberger Gnadenkirche ist, besonders im Inneren, von einer wunderbaren Schönheit und hat mit ihren vielen Emporen ein ähnliches Fassungsvermögen wie die anderen Gnadenkirchen und Friedenskirchen. Eine bauliche Besonderheit besitzt sie durch die „Flüstergalerie“. Wenn man in der einen Ecke der Kirche auch nur ganz leise spricht, kann man es auf der anderen Seite der Kirche genau verstehen, so vorzüglich ist die Akustik des weiten Gotteshauses.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 470

**Redaktionsschluß: 20. Februar 2021
Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an**

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn

IBAN und BIC bei Überweisungen:

Kreissparkasse Euskirchen =

IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.